



Leseprobe aus Knösel, Panic Hotel. Letzte Zuflucht,
ISBN 978-3-407-75829-3 © 2020 Beltz & Gelberg
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75829-3](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75829-3)

1

Dies war der erste Tag vom Rest ihres Lebens. Für sie alle hier im Fahrzeug. Es war halb Panzer, halb SUV, mattschwarz, geländetauglich. Janja saß direkt hinter dem Fahrer. Das Fenster neben ihr war verdunkelt. Trotzdem schloss sie automatisch die Augen, so grell war der Lichtblitz am Horizont. Er brannte sich wie ein gleißendes Tattoo in ihr Blickfeld ein. Sogar mit geschlossenen Augen sah sie die Umrisse dieser gigantischen Feuerfontäne noch minutenlang vor sich.

Der Sprengsatz war in der Luft und nicht am Boden explodiert. Es war eigentlich unmöglich, dass sie das tatsächlich gesehen hatte. Aber sie war sich ganz sicher. In den Unterweisungen der letzten Monate hatte es geheißt, dass durch eine Explosion knapp über dem Zielort eine größere Zerstörung erreicht werden könne. Und der nächste Sprengsatz konnte direkt vor ihnen, neben ihnen, über ihnen einschlagen. Jederzeit.

Es war wie ein Albtraum – doch es passierte wirklich, selbst wenn es immer noch unvorstellbar war. Der Krieg hatte Europa erreicht. Wie ein gigantischer Waldbrand hatte er sich vom Nahen Osten aus von Land zu Land gefressen und die Weltmeere übersprungen – alles innerhalb weniger Stunden.

Theissen – Janjas Dienstherr, der neben seiner Frau direkt hinter dem Beifahrersitz saß – hatte gesagt, dass dieser Krieg in ein, zwei Stunden schon wieder zu Ende wäre. Aber Janja

spürte, dieses Ende würde sich bis in die Ewigkeit ziehen. Wenn sie es überhaupt noch rechtzeitig in den Bunker schafften!

Gerade hatten sie das gelbe Ortsschild am Straßenrand hinter sich gelassen, auf dem *Frankfurt* rot durchgestrichen war. Doch bis zum *Hotel* waren es noch gut zehn Kilometer.

Hotel war nicht der offizielle Name des Bunkers. Er hatte keinen Namen. Aber der Bunker war hinter dem *Le Grand* in den Berg gebaut worden und ähnelte selber einem Hotel. Das war Absicht. Die zukünftigen Bewohner – wie die Theissens – gehörten zu den reichsten Menschen Deutschlands. Weil diese Menschen den Bunker finanziert hatten, nannte man sie die Gründer. Der Aufenthalt kostete pro Person eine zweistellige Millionensumme.

Mehr wusste Janja nicht darüber – nur, dass die Gründer sich dort wohlfühlen sollten wie in einem Luxushotel, und das die nächsten dreißig Jahre lang, mindestens. Das war den Theissens garantiert worden.

Garantiert! In Zeiten wie diesen war das irgendwie lachhaft, fand Janja. Aber das behielt sie für sich. Mit den Theissens sprach sie nur, wenn sie dazu aufgefordert oder etwas gefragt wurde. Das hatte ihre Mutter ihr eingebläut.

»Hat Vanessa dir geschrieben?«, fragte Theissen seine Frau.

Sie musterte ihre fein manikürten Finger. »Nein.« Ein kleiner roter Nagellacktupfer hatte sich an dem seidenen Stoff ihres Ärmels festgesaugt.

»Schau noch mal nach.« Theissen warf einen Blick auf seine Armbanduhr, die wesentlich teurer war, als es den Anschein hatte.

Seine Frau holte einen Schminkspiegel aus ihrer Handtasche. Ihr Haar war makellos und voll, obwohl sie schon fast fünfzig

war, auch ihr Make-up war perfekt. Allerdings schien sie nicht zufrieden damit. »Ich habe auf Vibration gestellt.«

»Trotzdem!«, sagte Theissen. Auch ihm merkte man sein Alter erst an, wenn man genauer hinschaute. Dann sah man, dass die Falten in seinem Gesicht keine Striche mehr waren, sondern kleine Kerben. Und sich ein Doppelkinn bildete, wenn er im Sitzen den Blick senkte.

Vanessa war die Tochter der Theissens. Sie war nur ein Jahr älter als Janja, doch Welten trennten sie. Vanessa hatte die Ausgangssperre missachtet und sich letzte Nacht mit Freunden getroffen, um ihr Abitur nachzufeiern. Das hatte auf dem digitalen Message Board im Eingangsbereich gestanden – und darunter: *Ihr hättet es mir nicht erlaubt, wenn ich gefragt hätte.*

Vanessa! Janja wusste nicht, ob sie froh war oder entsetzt, dass sie nicht mit ihnen in diesem Panzerfahrzeug saß. Sie betrachtete den Sonnenaufgang im Rückspiegel auf der Fahrerseite. Tränen stiegen in ihr hoch. Es würde der letzte Sonnenaufgang ihres Lebens sein.

Janjas Blick traf den des uniformierten Fahrers im Rückspiegel. Seine Ärmel waren exakt über die Ellbogen gekrem-pelt. Eine bleistiftdicke Narbe lugte weiß glänzend am Hals aus seinem Hemd. Auch sein muskulöser rechter Unterarm hatte eine Narbe. Diese war kraterförmig und stach noch mehr hervor, weil seine dunkel behaarte Haut an dieser Stelle wie rasiert wirkte.

Der Mann schaute sie an, als könne er ihre Gedanken lesen. Er lächelte nicht tröstend oder nickte ihr aufmunternd zu. Er spielte das, was gerade passierte, nicht herunter. Janja war dankbar dafür. Ein Wort der Verharmlosung, und sie wäre ausgeflippt. Dass sie so ruhig dasitzen konnte, wunderte sie selber.

Es musste der Schock sein, die Überforderung, die Fassungslosigkeit.

Der Fahrer war vielleicht zwanzig, gar nicht viel älter als sie. Wie alle Wachen war er vorher Soldat gewesen. Er hatte mit Böhn, dem Chef des Wachkontingents, der vorne auf dem Beifahrersitz saß, an der türkischen Außengrenze zum Nahen Osten gekämpft.

Jetzt drehte Böhn sich zu ihnen um. »Alles in Ordnung da hinten?«

Janja hätte fast aufgelacht, weil es eine so normale Frage war. Auch der Fahrer verkniff sich ein freudloses Lächeln – so als könnte er tatsächlich ihre Gedanken lesen. Dann riss er das Lenkrad des Humvees nach rechts und sein Gesicht verschwand aus dem Rückspiegel, ebenso der Sonnenaufgang. Doch Janja erkannte noch das aufgenähte Namensschild über der linken Brusttasche seiner schwarzen Uniform:

reyeM.G

»Meine Tochter – wir erreichen sie einfach nicht!«, sagte Theissen. Er nahm die rötlich braune Hornbrille ab und rieb sich die Augen.

»Sie hat ja nicht auf uns hören wollen«, sagte seine Frau. Es war ein unnötiger Kommentar, aber die Beziehung von Frau Theissen und ihrer Tochter war schwierig.

Auch Eryka, Janjas Mutter, war eher eine kühle Frau. Entsprechend pragmatisch war der Abschied gewesen heute im Morgengrauen, es musste ja schnell gehen. Eryka war mit dem restlichen Dienstpersonal in der Villa zurückgeblieben. Sie hatte ihren Platz im Bunker Janja überlassen. Wie sie die Theissens dazu gebracht hatte, zuzustimmen, war Janja ein Rätsel. Sie hatte wiederholt gefragt, und ihre Mutter hatte nie darauf

geantwortet – und das, ohne ihrem forschenden Blick dabei auszuweichen.

Böhn wandte sich jetzt wieder seinem Fahrer zu. Vermutlich wollte er nicht in die Familienangelegenheiten der Theissens hineingezogen werden. Er fuhr sich mit einer Hand über den nicht ganz kahl rasierten Kopf. Ein paar Haarstoppeln glänzten silbern im Sonnenlicht. Böhns Frisur verbarg nur halb eine beginnende Glatze, die ihm aber gut stand.

Der Humvee brettete nun zwischen zwei Grundstücken hindurch, wo die Häuser kaum noch Fensterscheiben hatten, dann über eine brachliegende Fläche voller verdorrtem Unkraut. Im Rückspiegel tauchten kurz ein paar der anderen Humvees auf, mit denen sie eine Kolonne bildeten. Dann drehte Böhn sich wieder zu ihnen nach hinten um.

»Keine Sorge, wir schaffen es noch rechtzeitig.«

»Und unsere Tochter?«, fragte Theissen. Er schaute wieder seine Frau an, aber sie reagierte nicht. Sie tippte Nachrichten in ihr Telefon, wobei ihre Finger geschickt über das Display tanzten, wie bei einer Jugendlichen.

Der Fahrer wechselte nun einen Blick mit Böhn, wobei weder der eine noch der andere etwas sagte.

Vielleicht hat sie Glück, dachte Janja. Vielleicht wird Frankfurt vor einem direkten Einschlag verschont, und Vanessa kann sich zur Villa durchschlagen, bevor die Strahlung die Stadt erreicht.

Vielleicht kann sie sogar das Tor und die Eingangstür öffnen und sich in den gepanzerten Keller flüchten, zum Dienstpersonal. Auch dort gab Vorräte, die lange halten sollten, wenn auch keine dreißig Jahre. Und es gab Feldbetten. Es wäre nicht so luxuriös wie im *Hotel*, doch es wäre besser als nichts. Viel besser.

Das Nichts erwartete den Rest der Menschheit. Oder neunundneunzig Komma neun Prozent davon.

Das hatte Janja sogar ihrer Mutter vorgeschlagen: dass auch sie in der Villa bleiben könnte. Dass sie dann immerhin zusammen wären, Mutter und Tochter. Eryka hatte die Diskussion beendet, bevor sie überhaupt anfangen konnte. So was sei leider nur ein sentimentaler Traum. Ob man in der Villa überleben könne, müsse sich erst herausstellen. Dem restlichen Dienstpersonal sagte Eryka davon nichts. Die sollten noch träumen dürfen. Warum ihnen das nehmen? Hoffnung bis zuletzt – das machte doch die Menschen aus.

Der Humvee krachte schaukelnd zurück auf die Straße. An der Kreuzung waren die Ampeln ausgefallen. In Frankfurt hatten sie noch orange geblinkt. Sogar die digitale Anzeige über einer Apothekentür hatte noch geleuchtet – oder wenigstens geflackert, rot wie ein letztes ausgehendes Feuer. 36 Grad Celsius. Am 17. April 2032.

Die Klimaveränderung war der eigentliche Kriegsgrund gewesen. Auch die damit einhergehenden Krankheiten. Nach den langjährigen Gefechten in Syrien, Irak und Palästina und der gleichzeitigen anhaltenden Dürre dort war ein unfassbar großer Flüchtlingsstrom entstanden, der über die Türkei nach Europa drängte. Bodentruppen hatten ihn nicht aufhalten können. Um diese und andere Klimaflüchtlinge aus Afrika abzuschrecken, hatte die westliche Allianz einen Warnschuss in Form mehrerer Mittelstreckenraketen abgegeben. Das wiederum hatte der Iran als Angriff auf sein Hoheitsgebiet interpretiert. So stieß ein Dominostein den nächsten um: Der Gegenangriff des Iran musste vergolten werden – was wiederum Russland als Verbündeten Irans in Zugzwang brachte. Danach gab es kein Zurück mehr.

36 Grad im April! Hier im Humvee war es wegen der Klimaanlage angenehm kühl. Auch im *Hotel* würde es eher kühl sein, 18 Grad, hatte Böhn ihnen bei der letzten Einweisung gesagt. Auf Dauer müssten sie darauf achten, genügend Fett zu sich zu nehmen und den Körper durch ausreichend Bewegung warm zu halten. Dass der angenehme Effekt, aus der Hitze draußen nach drinnen ins Kühle zu gelangen, schnell verpuffte, hatte Janja schon beim ersten Probealarm gemerkt. Es war, wie nach der Gartenarbeit in die kalte Dusche zu steigen: kurz sehr angenehm – bis es eben doch zu kalt wurde.

»Wissen Sie, wo genau Ihre Tochter sich aufhält?«, fragte Böhn.

»Nein, leider nicht«, antwortete Theissen. »Sie wollte mit ihren Freunden feiern.« Sein Blick wanderte zum Horizont, wo eine gewaltige pilzförmige Wolke aufstieg. »Mit diesem Feuerwerk hat sie wohl nicht gerechnet.«

Janja musste an ihre Mutter denken. Sie hatte sich oft ausgemalt, dass ihre Mutter nur aus einem Grund keine übertriebene Nähe zuließ: damit ihr der unvermeidbare Abschied nicht schwerer fallen würde als nötig. Ob das der wahre Grund war, würde Janja nie erfahren. Auch ihre Vieraugengespräche waren immer auf einer praktischen Ebene geblieben. Ihre Mutter wurde nie emotional.

Jetzt bog der Fahrer auf die Landstraße. Das parallel verlaufende Gleisbett neben den verdorrten Feldern war abgerutscht. Eine Schiene ragte wie ein offener Knochenbruch in die Luft. Dahinter stand ein Regionalzug mit eingeschlagenen Scheiben und graffitibesprüht auf freier Strecke. Ein umgekippter Traktor versperrte die Zufahrtsstraße in eine Ortschaft, wo runtergebrannte Häuserfassaden sich aneinanderreiheten. Weit und

breit waren keine Menschen zu sehen. Sogar die Straßensperren waren unbesetzt, die Soldaten geflohen – aber wohin? In den Wald? In die Höhlen am Falkenstein?

Herr Theissen tippte zum bestimmt zwanzigsten Mal auf das Display seines iPhone Zero. Vanessas Profilbild leuchtete wieder auf. Böhn reichte ihm sein Satellitentelefon nach hinten. »Versuchen Sie es damit!«

Aber dann klingelte das iPhone, gerade als Theissen auf *Anrufen* tippen wollte. Sogar seine Frau wirkte überrascht und kurz voller Hoffnung.

»Vanessa!« Theissen weinte fast, aber es zitterte nur sein Kinn.

»Stell auf laut!«, sagte seine Frau. Ihre Augen leuchteten auf. Sie war plötzlich ganz präsent. Oft wirkte sie, als hätte sie sich in einen unsichtbaren Kokon zurückgezogen.

Theissen machte eine abwehrende Handbewegung. Dann hielt er sich das eine Ohr zu und presste das Telefon noch fester gegen das andere. Vorne schob Böhn sich einen Kaugummi in den Mund. Seine Kiefermuskeln traten hervor und machten sein Gesicht noch kantiger. Er pellte einen weiteren Streifen aus der Verpackung und hielt ihn dem Fahrer hin. Der schnappte ihn sich mit den Zähnen, statt eine Hand vom Lenkrad zu nehmen, und Böhn lachte leise, fast lautlos, wie um die Theissens hinten nicht zu stören.

»In Ordnung«, sagte Herr Theissen. »Bleib einfach da, ja? Beweg dich nicht von der Stelle!«

Er beugte sich mit dem Telefon am Ohr nach vorne, aber Böhn kam ihm zuvor: »Wo ist sie?«

»Am Osttor. Wo es den Berg hochgeht.«

»Beim Naturlehrpfad?«

»Ja. Sie sagt, die Wachen lassen sie nicht rein.«

Der Humvee näherte sich dem Haupttor, von dem aus das *Le Grand* noch gar nicht zu sehen war. Ein vier Meter hoher, doppelt gesetzter Natodrahtzaun mit besonders scharfen Klingen war vor fünf Jahren um das Anwesen gebaut worden. Jetzt stand alle zwanzig Meter ein Soldat davor Wache. Seelenruhig, als wäre noch nichts passiert. Janja konnte es kaum glauben. Anscheinend hatten diese Leute gar keine Angst um ihr Leben. Der Humvee wurde langsamer. Schließlich hielt er ganz an. Sogar Böhn musste sich ausweisen. Er streckte seinen kräftigen Arm aus dem Fenster, wo unter dem Handgelenk ein Chip implantiert war. Ob der Barcode, der darübertätowiert war, auch eine Bedeutung hatte, wusste Janja nicht. Vielleicht war es nur ein ironischer Kommentar, was seinen Job anging – beziehungsweise seinen ehemaligen Job als Soldat, so verwaschen, wie das Tattoo inzwischen aussah.

»Können Sie uns hinbringen, Böhn?«, fragte Theissen fast schon flehend, als der Humvee sich wieder in Bewegung setzte.

Frau Theissen drehte an ihrem Ehering herum, so als wäre es wichtig, dass der Ring sich ständig in Bewegung befand. Kurz richtete sie sich auf, als ob sie etwas sagen wollte, aber sie blieb still.

»Es wäre riskant, Herr Theissen«, sagte Böhn diplomatisch. Dabei scannte er mit einem Blick durchs offene Fenster das Gelände.

Für eine Weile war es bis auf die Motorengeräusche ruhig im Humvee. Der Fahrer steuerte das Fahrzeug die hügelige Auffahrt entlang. Links und rechts war sie von Pappeln gesäumt. Die Bäume verloren jetzt schon ihre Blätter, weil es so trocken war. Auch die Rasenflächen waren gelb und hart und nicht mehr golfplatzgrün wie vor einem Jahr noch, als Janja hier zum ersten

Mal war, auf ihrer Einweisungstour im Bunker. Damals war das *Le Grand* noch bemüht, die idyllische Fassade aufrechtzuerhalten – was Unmengen an wertvollem Wasser gekostet hatte.

»Ich kann das Mädchen holen!«, sagte der Fahrer plötzlich.

»Das würden Sie tun?«, entgegnete Theissen verblüfft. Eine lange Strähne seines schütterten, nach hinten gekämmten Haars fiel ihm ins Gesicht und er wischte sie mit einer Hand hastig beiseite.

»Ja. Klar.« Der Fahrer sagte das ganz beiläufig, als wäre es kein großes Ding.

»Dir bleibt nicht viel Zeit dafür, Gabriel«, sagte Böhn.

»Ich schnapp mir 'ne Enduro am Eingang, wenn ich euch abgesetzt habe. Zur Not ein Mountainbike.« Er hatte eine schöne Stimme, tief und voll, fiel Janja jetzt auf.

»Ein Mountainbike?«, sagte Frau Theissen. »Wie wollen Sie Vanessa mit einem Mountainbike vom Altkönig zum Hotel bringen? Wollen Sie vorher noch einen Gepäckträger daraufmontieren?«

Der Fahrer ließ sich zwei Sekunden Zeit, bevor er seelenruhig antwortete: »Na, ich hoffe, Ihre Tochter kann Rad fahren. Ich lauf nebenher.«

Gabriel, dachte Janja. Gabriel Meyer. Den Namen würde sie sich merken.

»Ist nur ein Vorschlag«, sagte Gabriel kaugummikauend.

»Nein, warten Sie«, erwiderte Herr Theissen schnell. Er warf seiner Frau einen giftigen Seitenblick zu. Dann sagte er: »Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie das für uns tun könnten.«

Gabriel nickte nur, und Böhn sagte gutmütig: »Wahrscheinlich läuft er sogar voraus. Der Mann hier ist ziemlich schnell. Ich hab ihn ausgebildet.«

Böhn klopfte Gabriel auf die Schulter und Gabriel grinste. Theissen dagegen senkte den Blick, wie um zu beten. Wieder fiel ihm die Strähne vors Gesicht. Diesmal ließ er sie dort.

2

Wesley zitterte trotz der Hitze am ganzen Körper. Es war die Aufregung. Sie ließ sich nicht abstellen. Er musste die Arme vor der Brust verschränken und sich mit der Schulter gegen den Baum lehnen. Sich fast dagegendrücken!

Sie warteten am Waldrand an der ersten Station des Naturlehrpfads. Von hier aus hatten sie gute Sicht auf das Osttor und die beiden Wache schiebenden Soldaten dort.

Vanessa neben ihm steckte den Anblick der riesigen, pilzförmigen Wolke am Horizont besser weg. Zwar schaute sie ernst, aber so, als hätte sie seit ihrer Geburt schon mit etwas Derartigem gerechnet. Wesley hingegen hatte seit gestern nichts gegessen und dennoch das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Dass Vanessa auch nervös war, wegen Gabriel – ob er es schaffen würde –, sah man nur an ihren Händen, die sie immer wieder zu Fäusten ballte. Ansonsten stand sie still da.

Vanessa und Gabriel waren seit ein paar Monaten zusammen. Heimlich, wegen Vanessas Eltern. Sie hatten sich auf einer Einweisungstour im Bunker kennengelernt. Gabriel hatte eine Gruppe Jugendlicher durch das *Hotel* geführt. Es waren Kinder der Gründer – also derjenigen, die für ihren Aufenthalt im Bunker nicht arbeiten mussten, weil sie vierzig Millionen Euro bezahlt hatten. Die anderen – das Dienstpersonal – nannte man Fachkräfte. Gründer und Fachkräfte: seltsame Bezeichnungen.

Aber auch *Hotel* war ein eigenartiger Name für einen Hochsicherheitsbunker.

Dort hatte die Gruppe Jugendlicher bei der Einweisungstour einen Einblick in die Alternative Realität bekommen, die man extra für sie entwickelt hatte. Damals war es noch die Beta-Version, doch scheinbar schon beeindruckend genug. Nachdem die anderen Jugendlichen in die Virtual-Reality-Anzüge geschlüpft waren und die Neuro-Computerologen die Helme angepasst hatten, verloren sie sich stundenlang in dieser alternativen Welt.

Nur Vanessa hatte kein Interesse gehabt. Sie unterhielt sich lieber mit Gabriel. Was Wesley nicht wunderte. Im Gegensatz zu ihm hatte sein Bruder schon immer leichtes Spiel bei den Frauen gehabt. Die meisten waren jedoch älter als Vanessa gewesen, Mitte bis Ende zwanzig. Beim Frühstück am nächsten Morgen kommentierten sie das oft ironisch: Dass sie mit so einem jungen Typen wie Gabriel im Bett gelandet waren – wie konnte das nur passieren ...?

Wesley hätte es ihnen sagen können, wenn sie das nicht schon selber gewusst hätten: Sein Bruder sah einfach klasse aus. Pechschwarze Haare, stahlblaue Augen, ein Körper wie aus einem Fitnessmagazin. Sogar seine Narben machten ihn nicht hässlicher. Er trug sie wie andere ihre Tätowierungen. Und als würde das nicht schon reichen, war er auch noch klug, nett und witzig. Wesley hatte diese Mischung schon oft so richtig zum Kotzen gefunden, selbst wenn er seinen Bruder liebte. Aber wie wollte man gegen so jemanden auch nur anstinken?

Das mit dem Alter war irgendwie auch Quatsch. Gabriel war zwar erst zwanzig, aber er hatte ein Jahr an der türkischen Außengrenze gekämpft. Was auch immer er dort alles gesehen hatte, er war mindestens um zehn Jahre gealtert, als er von

dort zurückkam. Dazu musste man ihm nur mal in die Augen schauen.

Doch auch Vanessa sah nicht aus wie siebzehn. Die Haut natürlich schon und auch ihr Körper – Wesley hatte sie in den letzten Monaten oft genug halb nackt durch den Flur huschen sehen. Was ihm aber gar nicht recht gewesen war, weil es ihn total verwirrte. Immerhin war sie mit seinem Bruder zusammen. Und ihre Augen waren genauso alt wie die von Gabriel. Und traurig. Am traurigsten, wenn sie lächelte. Auch sie musste schlimme Dinge gesehen haben – oder nicht genügend schöne Dinge, hatte Gabriel gemeint. Wesleys Argument, dass Vanessa in einer Villa lebte, die an Schönheit wohl kaum zu überbieten war, ließ Gabriel nicht gelten.

Mit Vanessa und Gabriel hatten sich zwei Seelenverwandte getroffen. Anders konnte Wesley es nicht sagen, auch wenn er nicht unbedingt an Seelen und so was glaubte. Wenn man ihn gefragt hätte, ob er Vanessa sympathisch fand, hätte er das nicht sofort beantworten können. Er fand sie nicht unsympathisch, aber sie lebte in einer anderen Welt. Doch dass sie gerade ihr Leben für ihn riskierte, würde er ihr nie vergessen. Selbst wenn sie das streng genommen nicht für ihn, sondern für seinen Bruder tat.

Dass Gabriel seinen Platz im Bunker für ihn riskierte, war auch nicht gerade selbstverständlich. Doch es hatte Wesley nicht überrascht. Als ihr Vater damals krank geworden war, schickte Gabriel unaufgefordert seinen Sold aus dem Kriegsgebiet nach Hause, um bei den Kosten zu helfen. Ihre Mutter war dankbar dafür, aber es war ihr unangenehm gewesen. Trotzdem ließ Gabriel sich nicht davon abbringen. Was brauchte er da unten schon? Essen wurde gestellt, Kleidung auch – und das

Feierabendbier konnte er sich mit Kartentricks oder Armdrücken verdienen. Dann schmeckte es sowieso besser. Ende der Diskussion.

Auch Wesley hätte für Gabriel sein Leben riskiert. Nur hätte er dabei garantiert wieder dieses flaue Gefühl gehabt, wie eine Vorahnung, dass es am Ende doch nichts bringen würde. Er war kein halber Superheld wie sein Bruder, nur ein normaler Siebzehnjähriger. Durchschnittliches Aussehen, mit einem Rest von Babyspeck im Gesicht, durchschnittlich in der Schule, ein ganz guter Verteidiger in seiner Fußballmannschaft, doch überdurchschnittlich höchstens in seinen Computerskills, aber vermutlich machte er sich auch da etwas vor.

Wesley liebte seinen Bruder, ohne jemals groß darüber zu reden. Vanessa liebte ihn auf andere Art, sie hatte ihr Herz an ihn gehängt. Er habe noch nie so ein unglückliches Mädchen kennengelernt, hatte Gabriel gemeint. Falls ihr Vater sie liebte, zeigte er es nicht, und ihre Mutter war in der Hinsicht ein Totalausfall. Vanessa hatte schon früh zu trinken angefangen und Drogen genommen. Genauso früh hatte sie ihren ersten Sex gehabt. Wobei das eher Sportficken war, hatte sie zu Gabriel gesagt. Dass Wesley davon wusste, lag daran, dass Gabriel kaum Geheimnisse vor ihm hatte. Oft genug war Wesley deswegen schon um Haaresbreite an seinem Morgenmüsli erstickt – wenn Gabriel plötzlich völlig aus dem Nichts, während er sich dabei seelenruhig Kaffee nachschenkte, irgendeine pornoreife Sex-story über den Tisch warf. Nur über Vanessa hatte er solche Geschichten nicht erzählt. Vermutlich war er der erste Junge, der sie anständig behandelte. Wundern würde es Wesley nicht. Nur ob Gabriel Vanessa genauso sehr liebte wie sie ihn – diese Frage hatte Wesley lieber nicht stellen wollen.